

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 81.

Posen, den 6. April 1928.

2. Jahrg.

Dürers Tod.

Zum 400. Todestag am 6. April.

Am Nürnbergs Mauern traumverlorenes Schweigen.
Die Giebel, die sich zueinander neigen,
verbinden sich in Frieden mit der Ruhe,
die wie ein Schatz aus einer alten Truhe
aus Kränzen glänzender Gestirne fällt.
Erhabenheit der Nacht, die Einzug hält.
Kein Lärmen will durch Gassen dringen,
nur hin und wieder tönt der Wächter Singen
die Zeit ansagend durch der Stunden Lauf.
Zufriedener Schlaf nimmt Arbeitsmüde auf,
hüllt Glückliche wie bange Sucher ein
und scheidet Sorgende von ihrer Pein.
Kein Kärnereruf und keiner Träger Schreiten.
Doch da — hier — dort — wie schemenhaftes Gleiten
entsteigt es Schatten, selber nichts als Schatten,
webt es einher wie Schleier, huscht wie Ratten,
unhörbar, flatternd — Nebel, Traumgesichter,
Landsknechte, Bauern, bettelndes Gesichter,
entwischt es Handelshäusern, Schreibeskriben,
mit Pelz geschmückte Bürger, Rechner, Buben,
bringt es landher mit Wimpeln, Fahnenstrahlen,
mit stummem Hörnerschall und Trommelschlagen,
Herzöge, Könige, gekrönte Kaiser —
ein unabsehbar weiter Schwarm mit leiser
Gebärde schiebt sich, wälzt sich vor und vor.
Kein Auge sieht das Fluten, und kein Ohr
vernimmt den Schwall der sonderbaren Menge.
Sind's Cote, die des Grabes dunkler Enge
entstiegen und zum Licht der Sonne ziehen?
Sind es Verdammte, die sich qualvoll mühen,
in Irrfahrten Friede zu erringen?
Will's Freude deuten, Leid und Unheil bringen?
Gespenster in ein tolles Heer geballt?
Das schwebt und windet sich und wallt.

und jezt — jezt — Kirchentore öffnen sich,
und aus Altären steigen feierlich
gemaite Heilige, Madonnen nieder
und pilgern hinter der Erscheinung her.
Da werden Stadt und Burg und Mauerwehr
vom Leuchten eines Strahlenscheins umfassen,
in Au und Hang beginnt der Blumen Prangen,
am Kletter sprenge Knospen ihre Hülle,
und in die stillen Gärten fällt die Fülle
von einer ungeahnten Fruchtbarkeit.

Im letzten Blick sieht aus Barmherzigkeit
des Seins ein Sterbender, entboten von
der Heimat, der er war, die Profession
der Werke, seiner Werke, vor sich gehen.
Im stillen Spiel der Nacht, im Windeswehen
wird dem, was er erdacht, Gestalt gegeben,
gewinnen Stiche und Gemälde Leben,
wird Farbe Form, geätzter Strich Bewegung,
und alles sagt von innerer Erregung,
will vor Verzückung, Liebe überfließen,
verrät Sichopfern, Streben, Sicherschließen
und spricht von Tränen, die ein Herz geweint.
Was gegensätzlich schien, hier ist's vereint.
Und das Geschaffene wächst an zum Strom,
schwimmt maglos an und mündet in den Dom
der hohen Himmel, daß es ewig sei. —
Ein Abcheln, schrill wie einer Sense Schnitt,
ein Knochenraseln und ein hohler Schritt,
dann ist ein Mensch erlöst, ein Kampf vorbei.

Am nächsten Morgen klagt nur eine Not:
Ein Meister ist verchieden, Dürer tot.

Jochem Knipp.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Vahren und Weinen.

Von Alfred Schirakauer.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

IX.

Denn als Bill und Bob unter wehmütigen Betrachtungen über die Angst und Verzweiflung Florence Ronalds und einträchtigen Mutmaßen über die nächsten Schritte der Expresserbande Columbus hinabfahren, überholter sie ein schnittiger offener Kolls-Royce, den eine Dame am Steuer führte.

Wer aber war diese Dame?

Die beiden Herren sahen sie nicht. Sie waren zu schmerzlich in ihr trauriges Gespräch verwoben. Doch als die Dame das Brookische Auto überholt hatte, wandte sie sich um, tutete ohrenzerreißend und rief mit lauter heller Stimme:

„Hallo! Machen Sie auch eine kleine Spazierfahrt?“

Bob Brook schnellte auf. Die Stimme ging ihm ins Blut. Wie Silberglocken klingelte sie. Das Herz stand ihm sekundenlang still. Vor — es muß gesagt werden — vor Freude und Entzücken.

Doch wieder blieb ihm — zugunsten seiner Selbstachtung — keine Zeit, über Abgründe in des Menschen Brust zu philosophieren. Denn Hoot war elektrifiziert aufgesprungen, hatte im Nu die Weichheit der Entmutigung von sich geschleudert und ward augenblicklich wieder ganz Polizeibeamter, der dem Verbrecher auf der Spur ist.

„Dem blauen Auto nach!“ brüllte er dem Chauffeur zu.

Nun begann eine rabiante verwegene Jagd. Die Partie stand nicht gleich. Das Mädchen hatte den kräftigeren Wagen. Auch war er leichter, da sie allein fuhr. Doch sie war frech wie immer. Sie nützte ihre PS. nicht aus. Sie stoppte von Zeit zu Zeit ab, ließ die Verfolger dicht herankommen, warf ihnen witzige Redensarten ins Gesicht und flog wieder davon.

Die Fertigkeit, mit der das Mädchen die Maschine beherrschte, die Bravour, mit der es die Kurven nahm,

war, als Sportleistung betrachtet, der rühmlichsten Anerkennung wert.

Ihre Tapferkeit benahm Bob den Atem.

Die Gegend war für eine Schnelligkeitskonkurrenz wie geschaffen. Die vornehme Wohngegend hier im Norden der Stadt war um diese frühe Zeit fast verödet. Die wenigen Passanten schnaubten Entrüstung, die noch selteneren Polizisten zückten die Bücher, und die Stoppuhren notierten die Autonummern.

Aber die Jagd raste dahin. Durch Manhattan und St. Nikolas Avenue schnurrten sie mit 120 Kilometer Geschwindigkeit dahin, hinaus aus New York City. Jetzt jaukten sie nach Norden über West Farms, Belmont, Broug Park, Wakefield nach Mt. Vernon. Und weiter weiter ins flache Land hinein.

Brooks Schnelligkeitsmesser stand auf 140 Kilometer. Mehr gab der Motor nicht her. Und doch behielt Ellinor noch immer Zeit, sie zu foppen und zu höhnen.

Der Luftzug heulte ihnen um die Ohren. Der Sand spritzte unter den singenden Reifen. Die Landstraße flüchte unter ihnen zurück. Mit steinerner Gelassenheit saß das junge Ding am Steuer.

Den Chauffeur packte die Wut und Rennbesessenheit. Er hegte das Letzte aus der Maschine heraus. Es ging um seine Fahrerehre. Und doch gewann Ellinor bei jeder Kurve Boden. Fast rechtwinklig riß sie ihren Wagen herum. Sie fuhr wie der leibhaftige Satan.

Bei diesem Dahinstürmen blieb kein Odem für Worte. Die Männer konnten ihrem Staunen nicht Ausdruck verleihen. Doch sie wären nicht Amerikaner gewesen, wenn das sportliche Interesse bei ihnen nicht jedes andere Empfinden erstickt hätte. Und als das Mädchen ihren Wagen wie einen edlen Renner über einen Baumstamm setzte, der quer über die Hälfte der Straße lag, vergaß sich sogar der Polizeimann so weit, kräftig in die Hände zu klatschen.

Der Chauffeur umfuhr vorsorglich das Hindernis.

Und dennoch bereitete die Fahrt Bob keinen reinen Genuß. Er bebte um das verwegene Kind dort vor ihm, das ihnen den betzenden Staub in die Augen schleuderte. Das konnte für sie nicht gut abgehen. Das mußte zu einem Unglück führen. Sie fuhr zu leichtsinnig. Nein, leichtsinnig eigentlich nicht, mußte er sich eingestehen. Im Gegenteil, sie fuhr raffiniert besonnen und überlegen. Aber dieses Tempo! Dieses unsinnige Tempo! Wenn ihr ein Reifen plakte, war sie verloren. Dann zersplitterte ihr Kopf an der nächsten Chausseebaume. Unrettbar. Dieser Kopf, diese schöne kluge Stirn unter dem schwarzen weichen Haar!

Immer wieder drängte sich ihm der Schrei auf die Lippen: „Geben wir es auf — lassen wir sie — es ist Mord, was wir begehen.“

Doch er wagte nicht, dem Schrei Laut und Leben zu geben. Es ging ja um Florence — um seine Braut! Was sollte Hoot von ihm denken, wenn er um Gnade für diese arglistige Feindin flehte?

Doch in Todesängsten um diese Feindin schlotterten ihm die Hände und zitterte ihm das Herz.

Und dann kam das Ende.

X.

Dann kam sie zu Fall. Durch ein Kind. Durch ein Kind kam dieses feste Mädchen zu Fall. Sie stürzte nicht, ihr Rolls-Royce zerschellte nicht an einem Baume. Nein, ihr Hochmut kam zu Fall.

Ein kleines, etwa dreijähriges, blondhaariges Kind stand auf der Dorfstraße. Als es die heranberstenden Wagen sah, wußte es in seiner Angst nicht aus noch ein. Es begann furchtsam hin und her zu laufen. Von der Mitte der Straße zur Seite, von der Seite zur Mitte. Wie ein verängstigtes Lämmchen.

Es war ein unnachahmliches Meisterstück unübertrefflicher Fahrkunst, mit dem Ellinor drei Schritte vor dem Kinde das Auto zum Stehen brachte. Damit sprach sie ihr Urteil. Damit ergab sie sich in ihr Geschick.

Damit überlieferte sie sich freiwillig den Verfolgern. Einen Augenblick später standen die Herren vor ihrem Wagen.

„Bedanken Sie sich bei der Kleinen dort“, sagte sie spöttisch. „Die hat mich gefangen, nicht Sie. Mit Ihnen hätte ich noch stundenlang Greifen gespielt, bis ich Ihnen entronnen wäre.“

Damit stieg sie vom Führersitz, trat zu dem Kinde, dessen Furcht sich in Tränen gelöst hatte, streichelte den strohgelben Lockenkopf und sagte tröstend: „Komm, ich kauf dir was.“

Damit nahm sie das Geschöpfchen an der Hand und führte es in einen Laden der Dorfstraße.

Bobby war tief bewegt.

„Ein sonderbares Menschenkind“, sann er und bewunderte ihre biegsame Gestalt, die das Sportdreh, das einen allerersten Schneider verriet, vorteilhaft zur Geltung brachte. Die rote Ledermütze auf dem schwarzen Haare erhöhte den bizarren Reiz ihrer brünetten, gelblich getönten Hautfarbe.

„Hm“, dachte Bob, zu kleiden versteht das Mädel sich auch. Heute morgen das lebhafteste, grüne, seidene Hauskleid und jetzt diese Auto-Amazonentracht! Er hatte ein Auge für diese Dinge. Er hatte für wenig andere Dinge bisher Augen gehabt in seinem etwas leeren Dandyleben. Wahrhaftig, diese Außenseiterin der menschlichen Gesellschaft hatte mehr Schick im kleinen Finger, als manche der großen Damen der fünften Avenue in ihrem ganzen künstlich zurechtgestutzten Leibe!

„Fabelhaft angezogen“, bemerkte er versunken zu Bill, der, als ahne er eine neue Falle, die Gefangene durch die Scheiben des Ladens wachsam im Auge hielt. Bei dieser unverschämten Person konnte man niemals wissen —

„Fabelhaft angezogen —“ wiederholte Bob.

„Sie hat ja auch einen ganz einträglichen Beruf“, bedeutete Bill sarkastisch.

Jetzt kam sie heraus. Das Kind trottete glücklich mit einer großen Tüte Bonbons davon, die wenig kleiner war, als das ganze Kerlchen. Auch sie hatte eine Schachtel Drops in der Hand, mit der sie auf Bobby zutrat.

„Belieben?“ fragte sie mit natürlichem Scharm, der ihn restlos gefangen nahm, und hielt ihm die Schachtel hin. „Ich finde, solche rasche Fahrt dörrt die Kehle aus, nicht?“

Unter dem Banne dieser Augen griff er zu. Bill blickte arg mißbilligend drein und lehnte ab, als sie ihm die Erfrischung anbot.

„Der hat Angst“, lachte sie unberührt. „Der hält das für Beamtenbestechung oder für einen Giftmordversuch. Sie sind übrigens glänzend gefahren. Mein Kompliment.“

Damit bot sie dem Chauffeur die Schachtel. Da sein Herr genommen hatte, hielt er es nicht für angebracht, der Dame einen Korb zu geben. Er nahm mit Dank. Und damit hatte sie das einfache Herz des Mannes erobert, soweit es ihr nicht schon ob der stupenden Fahrkunst gehörte.

Das sollte später Folgen haben.

Jetzt sagte Ellinor: „Ich gehe wohl nicht ganz fehl in der Annahme, daß ich nun Ihre Gefangene bin.“

„Sie merken auch alles“, höhnte Hoot.

„Dann bitte, verfügen Sie über mich.“ Sie machte eine bestrickende, einladende Geste mit beiden Armen.

„Keine Sorge. Wird sofort geschehen.“

Damit ging er zu Bobs Auto und öffnete den Schlag.

„Da hinein. Marsch!“ kommandierte er.

„Sie haben eigentümliche Umgangsformen mit Damen“, bedauerte sie.

„Wird's bald!“

(Fortsetzung folgt.)

Dürer-Anekdoten.

Zum 400. Todestag Albrecht Dürers am 6. April 1928.

Zusammengestellt von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Albrecht Dürer und Kaiser Maximilian.

Es war Anno 1514, mag wohl auch 1515 gewesen sein. Meister Albrecht Dürer hatte vom hohen Rat der Stadt Nürnberg den Auftrag erhalten, den großen Saal des Rathhauses mit seinen Schülern auszumalen. Seit dem Jahre 1512 war Meister Dürer damit beschäftigt, und das Werk nahte der Vollendung. Gar herrlich war es jetzt schon anzusehen mit der Pracht und dem Prunk des Triumphzuges des Kaisers Maximilian. — Ein kühler Sommerabend war es, da eilte der Kaiser Maximilian selbst herab von der Burg dem Rathause zu, um das Werk seines Freundes Dürer zu beschauen. Der Kaiser bewunderte und lobte und dankte Dürer; für eine Gestalt aber schlug er eine Aenderung vor. Dürer ließ sich von dem kaiserlichen Freund überzeugen, bestieg eine Leiter und begann mit Kohle die Gestalt aufs neue zu entwerfen, so etwa, wie der Kaiser es ihm vorgezeichnet. Da geriet die Leiter ins Wanken, und Dürer konnte die Kohle nicht mehr führen. Der Kaiser winkte einen Bogen heran und befahl ihm, die Leiter zu halten. Der aber griff nicht zu, sondern weigerte sich: er sei von Adel und Dürer nur ein Bürgerlicher. Da traten Joruesadern auf des Kaisers Stirn. Er griff selbst nach der Leiter und hielt sie, auf daß der große Künstler seine Zeichnung vollenden konnte mit sicherem Strich. Dann aber wandte sich der Kaiser zu dem hochmütigen Bogen, vernichtend blickte sein Auge: „Törichter, eitler Fant, der du bist! Wer einem Albrecht Dürer die Leiter halten darf, der ehrt und adelt sich! In seinem Reich ist er ein Kaiser von Gottes Gnaden! Keiner kommt ihm gleich! Aus jedem Untertanen kann mein Kaiserwort einen Edelmann machen. Aus hundert Edelknechten aber schaffe ich keinen Dürer!“ Und jetzt hat der Kaiser den Meister Dürer, der inzwischen von der Leiter herabgestiegen war: „Knie nieder, mein Freund!“ Dürer folgte dem Geheiß, der Kaiser aber entblößte sein Schwert und erteilte dem großen Künstler den Ritterschlag. „Dulde diesen Schlag,“ sprach der Kaiser, „hinfürder aber keinen mehr! Erhebe dich als des heiligen römischen Reiches edler Ritter! Als Namen führe weiterhin den stolzen Namen Albrecht Dürer; denn in deutschen Landen ist keiner adliger denn dieser. Dein Wappen aber seien drei Silberschilde auf der Treue blauem Grunde, die Zeichen deiner Bescheidenheit, deines Fleißes, deines Talentes.“ — Tränen füllten Dürers Augen. Der Himmel aber strahlte in seinem hellsten Blau vor Freude; und jubelnde Sonne lag auf dem Kirchplatz von Sankt Sebald, als der Kaiser und Dürer heraustraten aus dem Rathausaal. Und während sie hinausritten zur Kaiserburg, da dröhnten die Glocken von Sankt Lorenz und Sankt Sebald ein jauchzend „Gratulamur“ — „Wir beglückwünschen euch!“

Albrecht Dürers Pinsel.

Während Dürers Aufenthalt in Venedig wurde er gut Freund mit Giovanni Bellini. Als nun Dürers Abschiedsstunde nahte, da offenbarte Bellini Dürer, daß er eine große Bitte auf dem Herzen habe: er möge ihm doch zum Andenken und als Unterpfand der Freundschaft die Pinsel schenken, mit denen er so wunderbar fein und scharf malen könne. Dürer griff nach seinen Pinseln und reichte sie Bellini hin, er möge sich etliche auswählen oder auch alle behalten. Bellini aber wies sie zurück, da es ja ganz gewöhnliche Pinsel seien. Er wolle so einen, mit denen Dürer die langen und feinen Striche des Haars male. Dürer versicherte dem Freunde, daß er keinen anderen Pinsel benutze. Der aber wollte es nicht glauben, so daß Dürer es ihm durch die Tat beweisen mußte. Oft jedoch erzählte Bellini, daß er Dürers Worten keinen Glauben geschenkt hätte, hätte er nicht mit eigenen Augen gesehen, daß Dürer tatsächlich mit gewöhnlichen Pinseln seine herrlichen Bilder male.

Die Fliege.

In Venedig geschah es im Jahre 1506, daß Dürer sich dem Michelangelo als Farbenreiber verdingte. Als Michelangelo einmal für mehrere Stunden außer Hause war, nahm Dürer einen Pinsel zur Hand und malte dem Engel Gabriel auf dem Verkündigungsbilde, an dem Michelangelo eben arbeitete, so täuschend eine Fliege auf die Stirn, daß der Venetianer sie bei der Heimkehr wegschmeißen wollte.

Schmach und Schande.

Auf seiner Reise nach den Niederlanden wurde Dürer ein ganz hervorragendes Tafelbild gezeigt, und er wurde gefragt, was er von dem Gemälde halte. Dürer erklärte, daß er beinahe noch nie ein so schönes und erregendes Werk gesehen habe; er sei aufs höchste erbaunt, solch ein Bild in einer kleineren Stadt anzutreffen. Da lächelten die Bürger, die Dürer zu Gast geladen hatten, und meinten: Der Künstler, von dem dieses Bild stammt, ist kürzlich im Armenhause gestorben. Da ward Dürer vom Born übermannt, und er rief aus: „Schmach und Schande über eine Stadt, die solche Unehre auf sich laden konnte!“

Die Zeichenkohlen.

Kaiser Maximilian und Dürer sahen einmal beisammen und disputierten über ein Problem der Kunst. Der Kaiser wollte seine

Meinung durch eine Zeichnung erläutern und griff nach einer von Dürers Zeichenkohlen. Schon beim ersten Strich brach die Kohle ab. Der Kaiser war nun sehr verwundert und fragte Dürer, wie es denn wohl komme, daß ihm die Kohle in der Hand zerbreche, während dies bei Dürer niemals vorkomme. Da lächelte Dürer und meinte: „Ich möchte mir das auch verbitten, daß meine Zeichenkohlen Euer Majestät schon so zugetan sein sollten wie mir.“ Und der Kaiser lachte nun laut; denn er verstand, daß Dürer hatte sagen wollen, seine Aufgabe sei es, zu zeichnen und zu malen, die des Kaisers aber, zu regieren.

Der Kreis aus freier Hand.

Herr Willibald Pirtheimer war gerade von einer Reise zurückgekommen und hatte Nürnbergs Künstler zu sich geladen, die mit sichtlichem Vergnügen seinem heiteren Plaudern lauschten. In Rom, so erzählte er, sei ein Mann vom päpstlichen Hofe zu dem Maler Giotto gekommen: der Papst schickte ihn; er möge ihm eine Probe seiner Kunst geben, auf daß man sehe, ob er würdig sei, die neuerbaute Peterskirche mit Fresken zu schmücken. Der Höfling erzählte, daß er schon bei so manchem Maler gewesen sei, und jeder habe ihm gar Kunstvolles mit auf den Weg gegeben. Da nahm Giotto einen Bogen Papier und tauchte den Pinsel in die Farbe. Ohne auch nur abzuleben, beschrieb er sodann aus freier Hand einen Kreis einen fehlerlosen Kreis. Der Höfling war der Meinung, dies sei keine hinreichende Probe von Giottos Kunst. Dieser aber erwiderte ihm, daß keiner der anderen Meister dieses könne. Und wirklich: der Papst, der ein Kenner war, entschied, Giotto sei der geschickteste Maler und sei berufen, die Peterskirche auszumalen. — Als Pirtheimer dies erzählt hatte, meinten manche der Nürnberger Künstler, wenn der Papst den Kreis mit dem Zirkel nachgemessen hätte, so hätte er sicherlich manche Abweichung gefunden. Dürer hörte dies schweigend an, holte sich einen großen Bogen Papier, nahm aus dem Kamin eine Kohle und beschrieb aus freier Hand auf dem Papier einen Kreis. „Nun holet den Zirkel!“ sagte er und setzte auch noch den Punkt in die Mitte. „Kein Fehler darf daran sein!“ — Man holte den Zirkel, und wahrlich, der Kreis wurde als vollkommen einwandfrei befunden. Willibald Pirtheimer aber erbat sich das Blatt zum Andenken und schrieb darunter den Vers: „Albrecht fehlerloser Kreis, wenn auch nur mit Kohle gezeichnet, Rarische Jungfrau (gemeint ist die Jungfrau im Wappen der Stadt Nürnberg), erglänzt dir an den Fingern als Keit.“

Der geflüchtete Fremdenlegionär.

Auf einer großen Plantage in den Südstaaten von Nordamerika wuchs als Sohn einer vermögenden Familie der junge Bennett J. Doty heran, genoß eine sorgfältige Erziehung auf Schule und Univerfität und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Als der Weltkrieg ausbrach und Amerika in den Krieg eintrat, zog auch der junge Bennett als Soldat mit an die Front. Abenteuer- und Kriesbegeisterter wie so viele seiner jungen Kameraden in allen Ländern. Nach dem Friedensschluß kehrte er in seine Heimat zurück und nahm sein Studium wieder auf. Aber der junge Kriegsmann konnte keine Freude mehr an der Bücherweisheit und am Stubenhocken finden, ihn lockte das laute Leben, das er kennen gelernt hatte. Und da Amerika seiner Abenteuerlust keinen Spielraum bot, beschloß er eines Tages, in die französische Fremdenlegion einzutreten. Als Steward reist er von New York nach Bordeaux und läßt sich hier anwerben, was durchaus keine Schwierigkeiten bereitet, da man niemals lästige Fragen stellt. Er nahm den Namen Gilbert Clare an und ließ sich erwartungsvollen Herzens im Juni nach Oran einschiffen. Von hier wurde er in wenigen Tagen nach dem Hauptquartier der Legion nach Sidi Bel Abbas geschickt, um hier mit anderen neuangeworbenen Rekruten aus europäischen Ländern zusammen eingekleidet zu werden, bzw. ärztlich untersucht und geimpft. Darauf wurden die Rekruten nach dem Instruktionslager in Saïsa geschickt. Dieser Marsch dorthin war ihre Feuerprobe im Marschieren, das die französischen Marschziegel, die sogenannten Brodequins, zu einer wahren Tortur machen, so daß Marschieren die gefährlichste aller militärischen Beschäftigungen ist.

In Saïsa begann der tägliche Drill. Die Sergeanten find die Kerntruppe der Legion; gehäht und gefürchtet, haben sie die unerschrockene Aufgabe, aus den Laugensüßen aus fünf Erdteilen taugliche Soldaten zu machen. Daß sie die ihnen Anvertrauten nicht mit Samthandschuhen anfassen, ist wohl verständlich. Sie haben unbedingten Gehorsam zu beanspruchen und können bestrafen, so viel sie wollen, aber sie haben auch Ehrgeiz und lieben ihren Beruf. Vor allem erziehen sie ihre Untergebenen zur Reinlichkeit. Scheuern und Waschen ist tägliche Arbeit, und wehe dem Soldaten, bei dem schmutzige Kleider gefunden werden. Das erste mal wird er dafür bestraft, indem er neun Stunden lang mit einem 30 Kilo schweren Sandsack auf dem Rücken um den Kasernenhof marschieren muß und nur in jeder Stunde 10 Minuten ausruhen darf. Wird dagegen bei einem Soldaten ein schmutziges Gewehr gefunden, das bedeutet 4-8 Tage Gefängnis.

Sobald die Ausbildung beendet ist, werden die Rekruten den Kampftruppen zugeteilt, und der junge Amerikaner, der sich allerlei Vergehen gegen die Disziplin hatte zu schulden kommen lassen, wurde einer Kompagnie eingereiht, die zur Strafe für solche Vergehen nach Beirut in Syrien eingeschifft wurde, wo sich die Drusen gegen die französische Herrschaft erhoben hatten. Es gab blutige schreckliche Kämpfe, ehe die fanatischen Beduinenstämme zu der

Einsicht gebracht wurden, wie vergeblich ihre Freiheitswünsche waren. Die Franzosen hatten Damaskus als militärischen Stützpunkt gewählt und schickten von hier monatlang eine Expedition nach der anderen aus, um den Sultan Ultrass zur Unterwerfung zu zwingen. Dörfer wurden genommen und mußten wieder aufgegeben werden, die Beduinen kämpften in Buennissen auf Vollblutpferden, schwarze oder grüne Fahnen in der Hand schwenkend, mit Flinten oder modernen Handgranaten kämpfend, indes die Bomben der französischen Flieger in ihren Reihen kreierte. Dörfer wurden niedergebrannt und verheert, Viehherden in die Wildnis getrieben, die Fremdenlegionäre stahlen, was sie konnten. Alle Gefangenen wurden erbarmungslos niedergeschossen. Die Hänge des Libanon waren mit Blut getränkt, während tobte der Kampf, bis schließlich der Palast des Sultans in Sueda dem Boden gleichgemacht und „Friede“ geschlossen wurde.

Der junge Amerikaner tat sich durch mancherlei Heldentaten hervor und rettete einmal seine ganze Kompagnie vor der Vernichtung. Endlich war ganz Syrien unterworfen. Die 29. Kompagnie, die Kompagnie des jungen Amerikaners, war nach Damaskus geführt worden, um sich hier verdienstermaßen auszuruhen. Aber zwei Tage vor Weihnachten 1926 kam der Befehl, wieder nach Sueda zu marschieren, nicht um dort zu kämpfen, sondern um ein Festungswerk zu bauen. Das war mehr, als die erschöpften und überanstrengten Legionäre ertragen konnten. Wieder in den Kampf gegen die Drusen ziehen, wäre ihnen eine ehrenvolle und wichtige Aufgabe gewesen, aber daß sie vier, fünf Monate lang Steine schleppen sollten, dazu hatten sie keine Lust. Alle wurden rebellisch. Sie wollten nicht mehr mitm. Verschiedene Fluchtversuche wurden unternommen und fanden immer mehr Nachahmung. Die meisten wurden allerdings abgefaßt und streng bestraft. Der junge Amerikaner, der auch nicht gerade zu den gebudigsten gehörte, tat sich mit einem Engländer und zwei Deutschen namens Weiser und Laß zusammen und beschloß, auch die Nacht zu wagen. In Geld hatten sie zusammen nicht mehr als 30 Francs. Am 12. Mai nach Sonnenuntergang kletterten sie über die Mauern, ohne daß die Wachtposten sie bemerkten. Sie marschierten nun, sich nach den Sternen richtend, die Nacht hindurch bis Sonnenaufgang, versteckten sich dann in den Felsen, schliefen, aßen und rauchten. Sobald die Sterne wieder am Himmel erschienen, brachen sie wieder auf und kamen im Morgengrauen an die große Landstraße, nur sieben Meilen von der Grenze entfernt. Hier wollte der Amerikaner wieder Raft machen bis zur nächsten Nacht, aber seine Gefährten waren nicht seiner Meinung, und sie setzten zusammen ihren Weg fort. Die Beduinen, die sie trafen, gaben ihnen freundlich Auskunft über den Weg und boten ihnen auch zu essen an. Plötzlich aber fielen sie über die Arglosen her, und es entwickelte sich ein Handgemenge, bei dem zwei Araber getötet wurden. Ein zweiter Araberhaufen stellte sich den flüchtenden Legionären feindlich entgegen und versperrten ihnen den Weg zur Grenze. Da sie den Rückzug antreten mußten, fielen sie in die Hände einer syrischen Gendarmeriepatrouille, die sie gefangen nahm. Nachdem man sie acht Tage lang an der Grenze festgehalten hatte, schickte man sie dann in Ketten nach Damaskus, wo sie in eine türkische Zitadelle geworfen wurden. Die Zelle war glühend heiß und überfüllt mit Syrern, Arabern, Drusen, Senegalesen, Tunesen und Franzosen. Von der Legion waren etwa 13 Mann anwesend. Ein Druse probte damit, daß er zwanzig Gendarme getötet habe. Trotz seines kaum 16 Jahren jah er dem nahe bevorstehenden Gehentwerden ohne Kummer entgegen. Um halb fünf Uhr morgens wurden die Gefangenen von einem Gendarme geweckt, der mit seiner Keitpeitsche gegen die Holzwand schlug. Sie bekamen Kaffee und nutzten sich dann auf dem Dach Bewegung machen. Ihre Nahrung bestand aus einer Suppe mit einer biden Fettschicht und einigen Erbsen und Bohnen. Um 5 Uhr mußten sie sich wieder schlafen legen. Einmal wöchentlich wurde eine warme Dusche bewilligt, der die einheimischen Mäuber meist mit mehr Grauen entgegenzahn als dem Gehentwerden. In der Nacht war Ruhe, soweit die Wanzen die Schläfer in Frieden ließen und die Haischschraucher nicht sangen oder lärmten.

Zwei ganze Monate hielt diese Qual an. Erst am 16. Juli wurden die vier Legionäre vor das Kriegsgericht gestellt. Der Amerikaner und der Engländer wurden zu 8 Jahren, die beiden Deutschen zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt.

Nach etwa einem Monat wurden sie nach Beirut gebracht und auf einem Dampfer verladen. Am 1. September trafen sie in Marseille ein, ohne irgend eine Gelegenheit zur Flucht gehabt zu haben, und kamen nun in das Militärgefängnis von Albertville. Sie wurden geföhren, es wurden Fingerabdrücke von ihnen genommen, Photographien gemacht, dann bekamen sie Gefangenenkleidung. Die Wärter bestanden in der Hauptsache aus Korjen. Die Gefangenen wurden mit Nähen beschäftigt, jeder Gefangene mußte drei Paar Uniformhosen täglich fertig nähen. Wein, Tabak und Briefschreiben war in gewissen Grenzen gestattet.

In Amerika wurde inzwischen eine gewaltige Aktion eingeleitet, um den Amerikaner zu befreien. Presse und Diplomatie nahmen sich der Sache an. Daraufhin wurde seine Strafe zunächst auf vier Jahre ermäßigt und er nach Clairvaux geschickt, das als das schlimmste Gefängnis unserer Zeit in Frankreich berüchtigt ist. Die Gefangenen bekamen hier eine neue Tracht. Das Tragen von Strümpfen war ihnen nicht gestattet, so daß sie immer mit blau geföhrenen Füßen umhergingen. Zu arbeiten bekamen sie nichts zu essen gerade so viel, daß sie nicht verhungerten. Die Bewachung war sehr streng, auch herrschte Sprechverbot und eiserne Disziplin. Es wird behauptet, daß in

diesem Gefängnis etwa 90 bis 120 der Gefangenen in jedem Jahr sterben.

Nachdem Bennett sich acht Monate in dieser neuen Hölle aufgehalten hatte, wurde er an einem Septembertage des vorigen Jahres zum Direktor gerufen. Sein Erstanten war grenzenlos, als dieser ihm mitteilte, daß ihm die Strafe erlassen sei und er zur Fremdenlegion zurückkehren könne. Es schien wirklich, als werde man ihn sofort wieder nach Marokko verschiffen. Doch am Tage seines Abmarsches ließ ihn der Oberst seines Regiments rufen und teilte ihm mit, daß er als freier Mann in seine Heimat Amerika zurückkehren könne. Die Dollars müßten gut und an der rechten Stelle angewendet worden sein, um diese Maßnahme durchzuführen.

Sein erstes war, nach Paris zu fahren und sich als Bivoli einzukleiden, dann fuhr er in seine Heimat zurück, nur noch den Fragebogen amerikanischer Reporter ausgefüllt, die über diesen Mann herfielen, der wirklich einmal mehr zu erzählen hatte als ein Durchschnittsmensch. Aber vom Kriegsspielen wird der junge Abenteuerer jetzt wohl ein für allemal genug haben.

Kurt Bock:

Osterfrühe.

Früh mußt du auf dem Hügel stehen
hoch über nebelnassen Band,
mußt weithin über Fluren sehen
fern zu des C. romes Silberband,
bis Glockenklänge zu dir wehen,
rings von den Tärmen ausgefandt.

So greifen dir die Osterstunden
ins Herz mit aller Lenzgewalt,
lieblosen deine Winterwunden:
mit linden Händen schließen bald
dein Leid sie, lassen dich gefunden
zu Mäntreuden mannigfalt.

Wenn Vögel ihre Stölein zücken,
der ganze Waldeshang lobsingt,
die Blätendüste dich berücken,
die erste Verche sich erschwingt,
dann laß auch du dich tief beglücken,
daß Auferstehung dich durchbringt!

Aus aller Welt.

Trauerfeier an Dürers Grabe am Karfreitag 1928. Am Karfreitag dieses Jahres, an Albrecht Dürers 400. Todestage, wird an des Meisters Grabe auf dem St. Johanniskirchhof in Nürnberg eine kleine, schlichte, fast geheimnisvolle Trauerfeier stattfinden, zu der höchstens 25 Personen zugelassen werden, und zwar nur die Vertreter der Spitzverbände der deutschen Kunst, Vertreter der Stadt Nürnberg und der Nürnberger Kunst, sowie Vertreter der Kunstwissenschaft. Die Trauerfeier wird wahrscheinlich am Morgen des Karfreitags stattfinden. Es sind drei Redner vorgesehen: Stadtrat Dr. Wagner vom städtischen Hochbauamt Nürnberg als Vertreter der Stadt Nürnberg und des vorbereitenden Ausschusses für das Dürerjahr, Bildhauer Söhne, München, der erste Vorsitzende des Reichsverbandes bildender Künstler Deutschlands, endlich der Vertreter der Gesamtkünslerschaft Nürnbergs, der Kunstmaler Prof. Schmid-Helmbrechts. Zugezogen werden auf alle Fälle je ein Vertreter der Nürnberger Künstlergruppen.

Ein neues Forschungsinstitut der A. G. G. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (A. G. G.) in Berlin, die auch interessanten Forschungsarbeiten obliegt, hat jetzt ein Forschungsinstitut errichtet, das sich mit wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Physik, Elektrotechnik (insbesondere Elektroakustik), Metallurgie und Chemie beschäftigen wird. Die Leitung des Instituts wurde dem Ordinarius für Experimental-Physik und Direktor des Physikalischen Instituts der Technischen Hochschule in Danzig, Prof. Dr. C. Ramsauer, übertragen.

Ein unnatürlicher Vater. Der Landwirt Andreas Gulhas, aus dem ungarischen Orte Erlau, hatte, wie eine Gerichtsverhandlung ergab, seinen heute 27jährigen Sohn volle 17 Jahre hindurch in einem Stalle angeketet gehalten. Bei der ersten Gerichtsverhandlung hatte der unnatürliche Vater sich damit verteidigt, daß sein Sohn wahnsinnig sei, und er sich nur auf diese Weise vor seinen Wutausbrüchen habe schützen können. Im übrigen habe er seinen Sohn „gut behandelt“ und reichlich versorgt. Das Erlauer Gericht hatte den Landwirt daraufhin freigesprochen. Das Budapest Gerich hat den Landwirt daraufhin freigesprochen. Das Budapest Gerich hat den Landwirt daraufhin freigesprochen. Das Budapest Gerich hat den Landwirt daraufhin freigesprochen.

Molière, Tschadow, Händel-Uraufführungen in Braunschweig. Die Uraufführung des Tschadow'schen Sinalters „Hochzeit“ wird im Braunschweigischen Landestheater am 9. April, zusammen mit einer unbekanntenen Komödie von Molière: „Die Schule der Frauen“, stattfinden. Die Uraufführung der Händel'schen Oper „König Porus“ (Bearbeitung: Prof. Dittschke, Berlin) ist für Mitte April im Landestheater in Aussicht genommen.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stora, Poznań.